

SIMONE
BUCHHOLZ

Blau Nacht

KRIMINALROMAN

SUHRKAMP NOVA

suhrkamp nova

SIMONE
BUCHHOLZ

Blau Nacht

Kriminalroman

Suhrkamp

Erste Auflage 2016

suhrkamp taschenbuch 4662

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2016

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlagfoto: Achim Multhaupt/laif

Umschlag: Designbüro Lübbecke, Naumann, Thoben, Köln

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46662-9

Blaue Nacht

für Rocco Willem Bruno

»Ich nahm mir meinen Lieblingssessel gleich neben dem Aufzug und rauchte eine Zigarette. Wenn mir nach Schlafen zumute war, zog ich mich ins Büro für Vermisstenmeldungen zurück und hinterließ beim wachhabenden Cop, ich wolle nicht gestört werden, außer wenn eine wirklich heiße Sache über den Ticker käme.«

*Weegee (Arthur Fellig), Polizeifotograf
im New York der 1930er bis 1960er Jahre.*

Ein Tritt in die rechte Niere, zum Niederknien.

Einer in den Bauch, dann fällst du um.

Und nochmal in die Niere, diesmal in die linke, damit auch wirklich schnell Ruhe ist.

Dann die Knüppel, unter den Jacken rausgezogen.

Drei Jacken, drei Knüppel.

Linkes Bein, rechtes Bein.

Linker Arm, rechter Arm.

Und sechs Füße für zwölf Rippenpaare.

Das ist ein vielköpfiger Teufel, dein ganz persönlicher.

Der wurde nur für dich bestellt.

Dann: die schnelle Zange.

Rechter Zeigefinger.

Sauberes Knacken.

Was sie nicht zu wissen scheinen: Du bist Linkshänder.

Ein letzter Tritt noch, in irgendwas, was gebrochen ist.

Dann lassen sie dich liegen.

Fünf Minuten hat's gedauert, vielleicht auch sechs.

Der Schmerz ist klar und verwirrend und heiß und kalt zugleich und überall, dein Blut läuft fast tröstlich warm aus deiner rechten Hand.

So ist das also.

EINMAL KERZEN FÜR ALLE, BITTE

Der Motor hustet ein letztes Mal, räuspert sich wie ein alter Mann unter einem dunklen Himmel, dann säuft er ab. Ich steige aus, setze mich auf die rostgoldene Motorhaube und halte mein Gesicht in die schwere, kalte Luft.

Zigarette.

Erstmal den Nebel trockenrauchen.

Übers Wochenende aufs Land zu fahren, so ein Schwachsinn.

Ausgerechnet ich. War von Anfang an eine saublöde Idee, von wegen leg dir doch mal ein Auto zu, kommste mal raus, siehste mal was anderes.

Super, echt.

Das Auto ist Schrott, ich bin am Steuer schlechter als eine Kuh auf dem Eis, nie kommt einer mit, wenn ich irgendwohin fahren will, also treffe ich am Ende immer nur mich selbst, und das halte ich in der Stadt dann doch besser aus als anderswo. Alleine aufs Land fahren ist wie Tesa-film essen.

In der Stadt wartet jemand auf mich, endlich werde ich mal wieder gebraucht – und ich sitze hier draußen fest. Der Mensch, der auf mich wartet, weiß natürlich nicht, dass er auf mich wartet, weil er vollkommen zerhauen in einem Krankenhaus liegt. Sie haben mich angerufen, weil sie mich in solchen Fällen immer anrufen.

Sonst haben sie niemanden angerufen, denn sie wissen nicht, wer er ist.

Ich rufe den Faller an und Gott sei Dank wissen wir noch,

wer der jeweils andere ist. Es ist bisher nichts passiert, was unser Wissen um einander hätte abschneiden können.

Er geht nach dem zweiten Klingeln ran.

»Guten Morgen, mein Mädchen.«

»Guten Morgen, Faller.«

»Na?«

»Der Ford ist im Eimer.«

»Oh.«

»Könnten Sie mich abholen? Ich muss dringend in die Stadt.«

»Wo sind Sie denn?«

»Fucking nowhere«, sage ich.

»Wo da genau?«

»Mecklenburg. Zwischen Zarrentin und Schießmichtot. Irgendwo auf der B 195, nördlich der Autobahn.«

»Aha.«

Er ist im Hamburger Westen, vermutlich beim Frühstück. Er könnte in einer guten Stunde hier sein, wenn er Gas gibt.

»Laufen Sie nicht weg«, sagt er, »ich komme vorbei. Dauert aber 'n bisschen.«

»Ich hab Zigaretten. Rufen Sie mich an, wenn Sie in der Nähe sind, ja?«

Ich lege auf, fasse mit beiden Händen auf die Motorhaube, sie ist schon fast kalt. Wir sind einfach keine Freunde geworden, dieses alte Auto und ich. Vielleicht hat es im ersten Moment ganz gut ausgesehen, vielleicht hat es oberflächlich gepasst, vielleicht konnte man sogar denken: Genial! Dass darauf noch keiner gekommen ist, die beiden mal zusammenzustecken! Aber am Ende war's nur eine dieser für den Moment aufregenden Barbekanntschaften, die bei genauerem Hinsehen und allerspätestens bei Tageslicht keine zehn Sätze überstehen.

Ich schlage meinen Mantelkragen hoch, hole meine Tasche aus dem Kofferraum und gehe die Straße entlang Richtung Westen. Vor mir liegt eine weite Landschaft, Äcker und Wiesen und Felder und ein paar einzelne Bäume, ein bisschen ocker hier, ein bisschen grün da. Ich mache mir die nächste Zigarette an und höre meinen Stiefeln zu. Wir finden schnell einen Rhythmus, wir laufen gerne auf Asphalt, meine Stiefel und ich.

Der Faller wird mich schon finden.

Hinter mir im Osten, hinter den nassen, grimmigen Wolken und ganz in der Ferne, an diesem einzigartig breiten Mecklenburger Himmel, ein erbärmliches Stück Morgensonne.

Komme mir vor wie ein Cowboy, dem sie das Pferd erschossen haben.

Der Faller macht zurzeit eine Art verspätete Midlife Crisis durch. Ich kann immer noch nicht fassen, dass er sich einen Pontiac gekauft hat. Himmelblau, Modell Catalina, aus den 70ern. Seine Frau hat ihn darum gebeten, sich doch bitte ein schwieriges Auto zuzulegen, als er anfang, relativ ungeniert und immer häufiger jungen Dingen hinterherzuschauen. Beziehungsweise: zu behaupten, dass immer mehr junge Dinge ihm hinterherschauen würden.

»Du brauchst eine Aufgabe«, hat sie zu ihm gesagt, und die hat er jetzt auch, der Pontiac ist nämlich ständig kaputt. Ich habe echt Glück, dass seine Karre gerade dann läuft, wenn meine es nicht tut. Denn wen zum Teufel hätte ich sonst anrufen sollen?

Der Calabretta trägt im Moment ein großes No-Servizio-Schild, es hängt direkt vor seinem Herzen, den Jammer hätte ich heute Morgen schlecht ertragen.

Klatsche schläft noch. Und weil er bis vor ein paar Stunden noch hinterm Tresen gestanden hat, könnte man da auch im wachen Zustand nicht unbedingt mit Fahrtüchtigkeit rechnen.

Carla und Rocco wiederum haben beide keinen Führerschein und obendrein noch den offiziellen Calabretta-Aufpass.

Mir scheint, dass ich Teil eines insgesamt eher mobil-schwachen Haufens bin.

Er fährt langsam neben mir her, der Pontiac blubbert. Er hält an und kurbelt das Beifahrerfenster runter.

»Ich habe doch gesagt, Sie sollen sich nicht von der Stelle rühren.«

»Ging nicht anders«, sage ich.

»Und sonst? Schönes Wochenende gehabt?«

Ich mache die Tür auf, schmeiße meine Tasche auf den Rücksitz und lasse mich ins schwarze Leder fallen.

»Spitzenwochenende. Das war definitiv mein letzter Scheißausflug aufs Scheißland.«

Er sieht mich an und schüttelt den Kopf.

»Was machen Sie denn auch für Sachen, Chastity? Einfach aus der Stadt abzuhausen. Sie brauchen doch Ihren Beton.«

Was weiß denn ich. Ich dachte, ich höre mal auf meine Freunde. Muss ja irgendwas passieren. Das viele Rumgesitze bekommt mir einfach nicht. Seit der Nummer am Hafen bin ich offiziell zwar immer noch Staatsanwältin, inoffiziell aber kaltgestellt. Sie haben lange rumgeeiert, als es darum ging, wie jetzt mit einer wie mir zu verfahren sei. Den eigenen Chef der Korruption zu überführen, würde von außen betrachtet eventuell eine Beförderung nach

sich ziehen, wird aber innerhalb der Behörde nicht so gern gesehen.

Und dann noch der unerlaubte Schusswaffengebrauch.

Dass ich dabei dem Calabretta das Leben gerettet habe, ist eine Sache, dass ich einem miesen Typen nicht ins Bein, sondern in die Kronjuwelen geschossen habe, eine andere. Was mit dem Typen danach passiert ist, weiß ich nicht, ich habe nie mehr was von der Sache gehört, und es gab nicht mal ein winziges Zucken in der Presse. Keine Ahnung, wie die Kollegen das gemacht haben, ich will's auch gar nicht wissen. Sie haben mir versichert, dass ich nichts zu befürchten hätte, sie haben die Armeepistole meines Vaters einkassiert und mich fürs Erste aus dem Verkehr gezogen. Und dann, nach vielen Monaten im Nirgendwo, kamen sie mit dem neuen Job um die Ecke. Eine extra für mich geschaffene Stelle: Opferschutz.

Wenn in Hamburg jemand halb totgeprügelt oder -geschossen oder -gefahren wird, wenn jemand von einer Brücke oder einem Haus gestoßen wird und überlebt, fällt das in meine Zuständigkeit.

Aber nur das Opfer, nicht die Ermittlungen.

Wahnsinnig aufregender Job.

Lassen Sie mich durch, ich komme zum Händchenhalten.

In den ersten Wochen bin ich brav in Deckung geblieben und habe getan, was man von mir erwartet. Inzwischen sehe ich das nicht mehr so eng. Die wenigen Fälle, die mir vor die Füße fallen, ziehe ich gnadenlos an mich, obwohl das eigentlich nicht der Plan war. Aber bisher hat keiner was gesagt. Was sollen sie auch sagen? Wir sitzen ja schließlich alle im selben Boot, und dieses Boot heißt: Machen wir bloß kein Aufhebens um den Mann ohne Eier.

Also.

Insgesamt bin ich natürlich nicht besonders zufrieden mit meinem Provisorium.

Insgesamt fällt mir in einer Tour die Decke auf den Kopf. Deshalb die Schnapsidee mit dem Ausflug.

»Wo soll's denn hingehen?«, fragt der Faller mit Taxifahrerstimme. »Nach Hause?«

»Ich muss nach St. Georg. Ins Krankenhaus.«

»Aha«, sagt er, »neuer Patient.«

»Neuer Klient«, sage ich.

»Und was ist mit Ihrem Auto?«

»Soll ein anderer mit glücklich werden.«

Er gibt Gas, und der Pontiac röhrt unter meinem Arsch. Es ist ein bisschen wie Panzer fahren.

Tu immer, was dein Herz dir sagt. Oder begrab es an der Biegung des Flusses.

Das hat mein Vater gerne mal in den Ring geworfen, wenn ich ihn gefragt habe, was ich tun soll. Alter Indianerspruch, schätze ich. Die Jungs hatten ja für jede Lebenslage so einen Bimm-Bamm-Satz.

Mein Herz sagt mir: Setz dich hin und nimm seine Hand. Er sieht einfach nicht so aus, als gäbe es jemanden, der es sonst tun könnte.

Einsame Gesichter erkenne ich zehn Meilen gegen den Wind.

Die Hand ist warm und trocken und überraschend zart für diese Größe, eine richtige Pranke ist das. Ich versuche sie mit beiden Händen festzuhalten. Ein geradezu lächerlicher Versuch.

Er ist am frühen Morgen auf die Station gebracht worden, um kurz nach vier. Seine Arme, Beine und Rippen sind mehrfach gebrochen, das rechte Schlüsselbein ist

zertrümmert. Um seine rechte Hand liegt ein dicker Verband. Die Krankenschwester sagt, er hätte den Zeigefinger verloren, aber einfach so verliert ja keiner einen Zeigefinger. Er hat keine Kopfverletzungen, auch die Lunge hat nichts abgekiegelt. Die Nieren sind geschwollen, funktionieren aber im Prinzip. An seinem Hals klebt ein zentraler Zugang. Da gehen die Medikamente rein. Das glitzernde Discozeug aus den Beuteln, die am Infusionsständer hängen. Er bekommt Schlafmittel und wahrscheinlich zusätzlich noch jede Menge Mittel gegen jede Menge Schmerzen, und weil das Zeug offensichtlich wirkt und dem Gesicht außer ein paar Kratzern vom Asphalt nicht viel geschehen ist, sieht er auf eine merkwürdige Art friedlich aus.

Seine Klamotten hat die KTU abgeholt, Papiere hatte er nicht bei sich.

Er ist wirklich groß, mit all den Schienen an Armen und Beinen passt er kaum in sein Krankenbett. Seine Haare glänzen silbergrau und sind an den Seiten kurz geschnitten, oben etwas länger. Sein Gesicht ist eins von diesen kantigen Modellen, für die Männer erst ein gewisses Alter erreichen müssen, um hineinzuwachsen. Ich schätze ihn auf Anfang, vielleicht Mitte fünfzig. Ein Mann in den besten Jahren, wenn er nicht so beschissen dran wäre.

Genau: Wenn er nicht so beschissen dran wäre, hätte er fast etwas von einem großen George Clooney.

Die Apparate an der Wand hinter seinem Bett fangen an zu piepen, die Schwester kommt rein und drückt ein paar Knöpfe. Sie lächelt mitfühlend durchs Zimmer, so als wäre ich eine Angehörige, obwohl sie weiß, dass ich das nicht bin.

Das passiert mir immer wieder.

Ich kann da ganz schlecht drauf reagieren.

»Was hatte er denn an?«, frage ich sie. »Ich meine, vor dem Nachthemd?«

Sie knipst ihr Lächeln aus, in ihren Augen stehen matt blinkende Fragezeichen.

Okay. Pardon.

»Wo ist er gefunden worden?«

»Das weiß ich nicht genau«, sagt sie. »Irgendwo hier in der Nähe.«

Ihr Blick wird zunehmend holprig.

Sie scheint es mir übel zu nehmen, dass ich mich, wenn ich schon keine Angehörige bin, nicht wenigstens so verhalte, als wäre ich eine.

Sie räumt fahrig ein paar Dinge von links nach rechts, dann verlässt sie schnell das Zimmer, bevor ich noch mehr unverschämte Fragen stellen kann.

Ich bleibe bei dem großen, schlafenden Mann und sehe ihn an, ich bleibe bei ihm, bis die Wolken endgültig die Macht am Himmel übernommen haben und es langsam dunkel wird, dann fahre ich nach Hause.

Als ich in meiner Straße aus dem Taxi steige, fällt mir der kalte Regen auf den Kopf.

Aus Klatsches Fenstern kullert gelbes Licht.

Er steht in der Küche und macht uns ein paar Käsebröte, ich sitze im Wohnzimmer auf dem Fußboden und bewache zwei Flaschen Bier, auf dass sie nicht warm werden mögen. Wir haben die Lichter ausgemacht und die Kerzen angezündet. Damit hat Klatsche im letzten Jahr angefangen. Eine Kerze für jeden von uns, der sie gerade nötig hat. Zurzeit brennen drei: eine für den Calabretta, eine für mich und eine für Klatsches Oma. Die liegt in einem Pflegeheim im Hamburger Norden im Bett und weiß überhaupt nicht mehr, was Sache ist. Nachts binden sie sie fest, weil sie immer vor den Bomben in den Moorweidenbunker fliehen will.

Ich hatte nie eine Großmutter.

»Wir könnten meine Kerze langsam wieder weglassen«, sage ich.

Er steht mit einem Teller Schnittchen bei mir am Fenster. Hat Gürkchen auf den Käse gelegt.

»Mach mal das Bier auf«, sagt er. Zu meiner Kerze sagt er nichts.

»Ich hab das nicht mehr nötig.«

»Das Bier oder was?«

»Die Kerze. Mir geht's gut.«

»Klar«, sagt er.

Wir stoßen an und trinken, dann beißen wir in die Brote.

»Was macht unser italienischer Freund?«, fragt er, kaut zweimal, schluckt, nächster Bissen, großer Bissen. Großer Kerl, großer Hunger.

»Ich hab gestern mit Carla telefoniert«, sage ich, »da hat der Calabretta gerade Sportschau gekuckt. Vorher den Tag auf der Couch verbracht, aber ohne Decke. Hat wohl sogar ab und an geantwortet, wenn sie ihn was gefragt hat. Und er hat einen Teller Pasta gegessen. Carla meint, er berappelt sich langsam.«

»Rocco sagt, er sieht furchtbar aus.«

»Ist ja auch kein Wunder«, sage ich und beiße in ein Stück Käsebrod. Reich und satt schmeckt das. Die Gurke knackt zwischen meinen Zähnen. Ein gutes Käsebrod kann Leben retten, davon bin ich überzeugt.

Der Calabretta hatte tatsächlich nochmal einen Versuch bei Betty gemacht, unserer schicken Gerichtsmedizinerin. Sie hatte ihn in den Jahren zuvor ein paarmal auflaufen lassen, wahrscheinlich auch, weil er sich angestellt hat wie ein Idiot. Der Calabretta ist in Herzensdingen genauso eine Pfeife wie ich. Aber diesmal hat sie mitgemacht, warum auch immer. Und dann hat es eben doch noch geklappt